

# Feuilleton.

## Abschied von Oberbozen.

(Zur Eröffnung der Rittnerbahn.)

Von Hans von Hoffsenthal.

(Nachdruck verboten.)

Vielleicht kommt am 18. August die Eröffnung der Rittnerbahn wirklich und tatsächlich zustande. Es wäre ein prächtiger Tag, ein schöner Sonntag, wahrscheinlich hell, mit reicher Sonne und nur weit draußen in den fernsten Wetterwinkeln mit lichtem, freundlichen Gewölk.

Die elektrischen Wagen stehen am Walther-Platz in Bozen, und diejenigen, die zur Teilnahme am Eröffnungsfeste berufen sind, oder sich ausgewählt haben, steigen ein. Mit den Bauleitern und Ingenieuren, die im Fleiße von ein und einhalb Jahren die schöne Arbeit geleistet und nun ruhig und des Gelingens sicher sie weisen wollen, auch ein Häufchen von Aktionären, jeder mit seinem festlichsten Gesicht, stolz und bedeutsam, der eigenen Würde und Unentbehrlichkeit seiner Person bewußt. Noch geht das Gespräch leicht und zwanglos hin und her, große Zahlen werden genannt, Aktienansichten erwogen, technische Ausdrücke von Fachleuten gebraucht und von Laien falsch und

immer wieder mißhandelt. Alles noch zwanglos, inoffiziell, in der Art, in der Vorbesprechungen erledigt werden. Denn für eine längere Rede ist es wirklich noch zu früh.

Der Maschinist dreht die Kurbel, der Wagen spinnt und schnurrt, ein kleiner Ruck, dann setzt er sich in Bewegung. Durch die schattige Parkstraße hinaus zum eigentlichen Rittnerbahnhof, von dort die Zahnstange hinan, über den ersten Viadukt an der Westseite des Magdalenen-Weinhügels in die Höhe. Bald ist das Dörfchen Magdalena erreicht, sein grauer Kirchturm bleibt zur Rechten der Trasse, die steil bergan klettert, duckt sich mehr und mehr und sinkt endlich zu einem Kinderspielzeug zusammen. Und zu Füßen des Hügels auf dem Talboden breitet sich die Stadt, das braune Gewirr alter, verwitternder Dächer mit den Türmchen und Lichthauben, noch ein gutes Bild der alten, ruhigen Zeit. Doch da und dort sind schon häßliche Male wie Wunden in diesem schmucken Gefüge, helle, aufbringliche Ziegeldächer mit glänzenden Kaminen und greller Anstrich auf neuen, freudlos getünchten Wänden. Nach ein paar Minuten stört das nicht mehr. Nun rücken die Häuser zusammen, die Villen und Anstöße von Gries und Quirain hocken wie fette Spinnen in dem zarten Netzwerk der Weingärten, das Band der Eisack gleißt ein wenig in der Sonne, und von da hinter her, vom gesegneten Überetsch, grüßen

Sigmundskron, Böhmen und Hoheppan herüber und herauf.

Beim alten Maurer geht das Geleise um die Bergecke. Die Stadt im fruchtbaren Grunde tritt zurück, mit ihr die Reben, Zypressen und die sommerliche Hitze, in der die Cicaden im Chor das leise Säusen des elektrischen Stromes begleiten. Alte Kastanien heben sich über die Krüppelreihen, da und dort lehnt sich ein Acker mit Buchweizenfaat an die steilen Hänge; unten, zu beiden Seiten des Ragenbaches, der seinen armen Quell der Eisack zuführt, recken sich die roten Erdpfyrarniden empor, steigen von der Talsohle auf ganze Säulenreihen, ganze Wälder von abenteuerlich kühnen Türmen und Zinken. Und dann, nach einer Fahrt von drei Viertelstunden, verändert sich mit einemmale die Landschaft. Das Eichengestrüpp bleibt zurück, die rotindigen Föhren treten zur Seite, die Berghöhe wird eben, flach und trägt auf breitem Rücken den freundlichen Prunk der Saaten, Acker, Wäldchen und heller, lärchenbestandener Wiesen. Über den Signeterberg hebt der Schlern Spitzen und Kuppe, türmt sich das regellose Zackengewirr von Rosengarten und Latemar, und zwischen beiden, fern an der italienischen Grenze, bloßt sich die Steilpyramide des einsamen Palla in die dunstige Höhe.

Da halten schon die Wagen. Der Hauptort der Oberbozner Sommeransiedlung, Maria-Tierlsfahrt, ist erreicht. Steigt niemand mit mir

aus? Nein. Der Festwagen rollt weiter, hinüber nach Maria-Schnee. Da drüben ist das neu erbaute Hotel beslaggt und alles zum Empfang der Gäste bereitet. Pächter und Personal warten vor den noch frisch gestrichenen Türen. Sie machen Bückling über Bückling und schmunzeln mit frohen Mienen. Sie sehen ihre fetten Tage vor sich; sie möchten es verbergen, wie froh sie sind, aber die lange, so mühsam beschwichtigte Ungeduld muß nun hinaus. Sie grinsen.

Besichtigung, Kopfnicken, freundliche Kritik, gönnerhaftes Wohlwollen. Dem Baumeister wird die Hand gedrückt. Wirklich gelungen! Ein Komiteemitglied, das unermüdlich hin und her stöbert und jeden Winkel des Aktiengebäudes mit Kennerblick beäugelt, gerät in helle Verzückung. Und er steht mit einem Male vor einer Türe, sieht mit zukunftsfrohen Augen, wie sich plötzlich vor die beiden, reinlichen Nullen eine Eins schiebt und begrüßt diese fette Zahl als Aktiendividende, einen gebührenden Lohn für seine stets so rege Mühe.

Menu. Man isst, trinkt. Und gleich nach der ersten Rede wird auch der frohe Eifrige aufstehen, das wohlgelungene Werk, die kühne Anlage der Bahn, den prächtigen Bau des Hotels, die mustergültige Einrichtung besingen und preisen. Er wird mit Recht hervorheben, wie viel Mühe und Arbeit nötig war, bis dieser Tag gefeiert werden konnte, wird große und lange Worte brauchen, ganze Satz-Epithés

von der Hebung des Fremdenverkehrs, Erschließung der Alpennatur, Förderung des einheimischen Fortschrittes und Gewerbes. Er wird unermüdlich reden, begeisterte Hochs entfesseln — und stolz dastehen und weiterreden — lassen wir ihm die Freude.

Ich aber möchte eine kleine, ruhige Rede für mich halten, nicht zu denen, die in den Frieden unserer Berge eindringen, sondern zu diesem Frieden selbst. Ein paar Abschiedsworte dir, du mein liebes Oberbozen.

Ein kurzer Steig führt zum Kirchplatz hinan. Ein grüner Ager spannt sich von der weißen Kirche zu Haus und Haus, hellgrünes Gras, von bunten Blumen durchwirkt, bis hinein in den tiefen Schatten der alten, hochkronenden Linden. Hierher dringt kein Laut der Festgesellschaft, kein Schnurren der elektrischen Bahn, kein Signal, wenn nicht der Wind rege wird und den ungewohnten Ton hierher verschlägt. Aber der Wind ist heute gut, nicht einmal die Rede des Überlauten trägt er an mein Ohr. Da kann ich still und träumend das liebe, traute Bild übersehen und betrachten, die freundliche Dorfkirche, von großen Bäumen umschirmt, und die behaglichen, alten Häuser ringsum, still umfriedet von den blühenden Linden, unter deren Äste die roten Dächer sich ducken. Und da ist es mir bald, als sähe ich die frohen Tage der Jugend vor mir liegen, und meine Augen werden dabei feucht.

Ich denke noch nicht weit zurück: fünf, sechs Lusten vielleicht; eine kleine Spanne Zeit von den zweihundert Jahren, an deren Beginn die Oberbozner Sommerfrische gegründet wurde. Aber ich entsinne mich noch wohl der Großväter, freundlicher, schalkhafter Herren im Altväterbratenrock, vergnügt, ironisch, bequem und alle mit einem satten, zufriedenen Ausdruck im Gesicht, dessen wohlige Rundung von guten Gastmälern und süßigen, klaren Weinen Vergnügliches erzählte. Und neben ihnen Großmütter und Tanten, in engen, altmodisch schmutzlosen Kleidern, herb ein wenig, einige streng bigott, ein bißchen zimperlich, mit Gebetbüchern in den schlanken, weißen Händen — Kaufleute, ein paar Juristen unter ihnen, die noch nicht sonderlich Mühe hatten, sich gut zu nähren, viele Kinder zu zeugen und auch zu erhalten.

Wenn der Sommer ins Land kam und über dem Talkessel von Bozen der schwere Hitzdunst wie Blei sich niederlegte, ließen sie arglos ihre müßigen Kontors und Schreibstuben im Stich, ließen die Tinte austrocknen, wo sie stand, und hoben lächelnd, im Vorgefühl der Sommerruhe, die für sie bereit war, ihre Frauen in die bequemen Säusten, stiegen in die zweirädrigen, grünen Bennen, und nur die wenigen Schlanken unter ihnen ritten auf den zähen Saumpferden die unergründlich schlechten Wege den Berg hinan. Die Sommerwillen wurden



aufgeriegelt, die grünen Bänke unter die Linden gestellt, und wieder stieg dünner, blauer Rauch aus den weißen Kaminen. Vorfommerzeit auf den Höhen. Die Wiesen hellbegrünt, in Blumenpracht, voll Orchideen und Ruckruf, die weiten Wälder voll Alpenrosen, und über Wiesen und Wald das unermüdlich frohe Rufen der flinken Segler.

Dann waren einmal die Schulen aus, und am selben Tage noch gingen die Spiele von schwärmenden Kindern zwischen den Landhäusern und rings in den Wäldern hin und her. Unerschöpflich reiche Abenteuer an verschwiegenen Plätzchen: Verstecken, Ritterspiele und Belagerungen bei der Gloriette, Fußbäder im Bach, dessen ärmliches Rinnsal Kinderhände und Kinderphantasie zu Seen mit stolzen Schiffen, Seeschlachten und treibenden Wracks staute. Stundenlanges Beobachten, Spielen und Regieren an großen Ameisenhaufen, Kampf und Erstürmung von Ortners- und Merktenen oder einsamer Felsen im Föhrenwalde. Wie wurde damals gespielt! Wir Buben, zwei Duzend vielleicht und mehr und ebenso viele Mädchen, unsere Schwestern, Cousinen, alle miteinander verwandt, bekannt, verschwägert — eine Gesellschaft, in der jeder dem anderen befreundet war wie Eltern und Großeltern untereinander — Mitglieder und Sprößlinge einer einzigen Riesenfamilie von frohen, harmlos genießenden Leuten.

Der Heumond, die Tage, da die Mahd der blanken Sense fiel, reisten herauf. Da fuhren wir mit den Bauernknechten auf die weiten Wiesen, tollten im süßduftenden Heu und halften auch wohl mit unseren jungen Händen. Der Ruckruf verstummte, die Zulkäfer überfurrten die Wiesen und die Habergaiseln, die großen Nachtschwalben, riefen ihre hungrigen Schreie noch in unsere erregten Träume — Augustsonne. Das Korn wurde gelb, reif, die Garben standen bereit.

Und ein paar Jahre darauf kämpften wir Buben in den Tschurtschenschlachten nicht mehr gegen die Mädchen, bespöttelten nicht mehr ihre Zöpfe und zarten Beine, sondern wurden verlegen, wenn wir die kurzen Röcke und langen Haare sahen, verlegen und scheu, der und jener auch schon ein wenig zärtlich und still. Und dann, wenn die friedlichen Sommernächte am schönsten waren, der runde Mond blutig und zitternd über dem Rosengarten emporstieg, wanderten wir in den weißen Mänteln schwärmend Waldwege und Bindensteige aus, hatten die Sehnsucht des Reisens in uns und spähten heimlich verlangend, hinter Buschwerk versteckt, ebenerdig in hellerleuchtete Stuben, wo die Großen beisammen saßen und sich unterhielten, Karten spielten, oder freundlichen, alten Quartetten lauschten. Und wieder ein anderes Jahr bekamen auch wir Jungen dort Zutritt, saßen artig mitten unter den beneideten Großen,

redeten ein Kluges und Verschämtes mit den Mädchen und waren eifrig dabei, wenn der Saal geräumt wurde und statt der geruhigen Weisen von Mozart oder Haydn Walzer von Strauß und Waldteufel die Alten sichern und träumen und uns tanzen machten.

Der Sommer nahte seinem Ende. Die Herbsttage blauten auf, die Lärchwiesen wurden fahl. Birken und Buchen brannten in tiefen, starken Farben. Die Linden bei den Häusern begannen sich zu entblättern, der Wind stöberte im vergilbenden Laub. Da trugen die Mägde die breiten Bänke in das Haus, an einem klaren Herbstmorgen wurden die Läden verriegelt, die Bennen fuhren vor; die Abschiedsstunde war da. Die Alten sahen sich noch mehrmals um, ehe der Weg um die letzte Ecke bog. Mancher ahnte, daß er das schöne, liebe Bild zum letzten Male mit frohen Augen sehen durfte, und so mancher kam im Winter oder Frühjahr darauf in den Schragen und unter die Erde, statt in die grüne Benne und den steilen Höhenweg wieder hinauf. Auch von uns Jungen ist seither nicht jeder wiedergekommen, und der eine und der andere denkt von dort, von wo kein Steig mehr heimführt oder von Fernen, die hinter allen blauen, lieben Bergen liegen, an die Oberbozner Kinderjahre und Kinderspiele zurück.

Lieber Louisl, was würdest du jetzt sagen, wenn du an diesem heutigen Tage nur auf

ein paar Stunden wiederkommen könntest! Der alte Weg, den wir zusammen noch hinaufgingen, ehe du ganz weg mußtest, ist von der Bahntrasse begleitet; auf der großen Wiese, auf der wir als Kinder spielten, steht jetzt das Hotel, und rings um den neuen, ungewohnt modernen Bau recken sich schon wieder neue Plazern für Sommerhäuser und Gasthöfe empor. Und auf den ehemals so einsamen Waldwegen, in deren Sand die Spuren unserer Bergschuhe verwehten, begegnen wir auf einmal eleganten Fremden, schön geschmückten Herren und gepuderten Damen und Kindern — ich sehe, wie du lächelst und verwundert bist — Kindern mit Stöckelschuhen und Sonnenschirmchen und grellgarnierten, spizenverzierten Hüten. Das sind doch keine Kinder mehr. Die schreien nicht, machen keinen Lärm, gehen ruhig neben den eleganten Eltern her, treten in keine Wiesen. So waren wir nicht. Welt?

Du bist ernst . . . Ist dir auch so leid, daß unsere Idylle zerstört ist? Denkst du auch, daß die ganze Bahn, das Hotel, die neuen Anlagen und alle die Fremden nicht in unsere Gegend passen? Daß Oberbozen damit aufhört, daß das alte Oberbozen heute tot ist und dafür eine neue Fremdenstation mehr gegründet worden ist, nicht anders wie der Karersee, Campiglio oder die Mendel, mit ihren Palasthotels, Tennisplätzen, heißen Mahlzeiten in weißen Damentouilletten, Smoking und

Frack. Ja, ja, alter Freund, wir sind überholt, wir werden unsere weißen Abendmäntel mit der Purpurverbrämung, das Abzeichen der eingeseffenen Oberbozner, in die Kästen hängen und unsere Gesellschaftsanzüge von den Städten kommen lassen müssen. Und unsere Schwestern und Mütter mögen die Lackschuhe anziehen und die Eveningdress für das Diner bereit halten. Ich müßte lachen dabei, wenn es nicht so traurig wäre, dieses Abschiednehmen von einfachen, lieben guten Sitten.

Horch! Die Bahn! Ja, drunten zwischen den alten Ahornen fährt der lange, braune Wagen leise surrend heim. Man unterscheidet deutlich ein paar Gestalten. Stimmengewirr dringt herauf, die Festteilnehmer, die Aktionäre kommen — satt vom Leichenschmaus des alten Oberbozens. Ganz vorne, neben dem Zugführer, der den Wagen sicher bergab führt, steht der Eifrige. Er hat seine Rede noch nicht unterbrochen, das Essen war nach seinem Geschmack; jetzt ist er angeregt, rot im Gesichte — er redet fort:

Fremdenverkehr, Erschließung der Alpennatur, Hebung von einheimischem Handel und Gewerbe.

Wozu die vielen Worte? Vielleicht hat er recht; es geht wohl nicht an, daß wir das schöne Plätzchen ganz für uns behalten, daß wir uns allen denen abschließen, die unsere herrliche Heimat auch haben, auch liebgewin-

nen wollen. Und vielleicht kommen unter den Vielen, die die neue Bahn heraufbringt, auch einfache, tüchtige Leute, die nichts anderes wollen, als was wir seinerzeit für uns allein hatten: die auch an der Natur ihre Freude haben, an der freien, weiten Höhe mit ihren tausend reichen Schätzen, mit dem Ausblick hinüber auf die stolzen Dolomiten, die im Abendglanze glühen.

Nein, nein! Wir dürfen nicht hart sein.

Sei es darum! Kommt nun, die euch den Weg hierherführt, müht die bequeme Bahn, die euch so mühelos heraufbringt, aus. Geht nur durch unsere Einsamkeit. Sie gehört ja jetzt auch euch. Wir können es nicht wehren. Wir sind die Bestiegenen. Der Fortschritt hat uns niedergerungen; der Eifrige hat vielleicht doch recht: Erschließung der Naturschönheiten des Landes! Kommt! Geht nur durch die Wälder, die einst unser waren, tretet nur in die Wiesen und holt euch die Blumen, die bisher unsere Kinder pflückten. Wir können nichts dagegen tun. Nehmt Oberbozen, es gehört jetzt euch.

Eines allein haben wir vor euch Fremden voraus. Das sind unsere Erinnerungen an die alte, gute, unberührte Zeit, an das liebe alte Oberbozen, wie es bis gestern war und nun heute gestorben ist. Diese Erinnerungen müht ihr uns lassen. Sie sind uns wie ein Vermächtnis: lieb, unersetzlich und teuer. Davon geben wir nichts her.